

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

163 (16.7.1921) Die Mußestunde

„Den?“ sagte sie gedehnt, als handte es sich um eine alte Karloffel. „Den — hat Heinz Bier.“

Aus Welt und Wissen

Der Schabenerfas für 130 000 Liebesworte. Wie der Londoner Mitarbeiter der „Tägl. Korresp.“ schreibt, wurde dieser Tage vor dem Gericht zu Middlesex in England ein Rechtsstreit an Ende geführt, der eines drolligen Inhalts und Weisheitsmaßes nicht entbehrt.

Der Sieg der Stiere. Ein Stierkampf, der ganz einzigartig verlief und zu den aufregendsten „Berggängen“ dieser Art überhaupt gehörte, fand dieser Tage in der Ciudad Real-Arena zu Madrid statt.

Die Unwissenheit ist ein Dämon; wir fürchten, sie wird noch manche Trauerpiele aufführen. Mit Recht haben die größten griechischen Dichter sie in den furchtbaren Dramen der Königshäuser von Mykenä und Theben als das tragische Geschick dargestellt.

Schriftleiter: Hermann Winter, Erud und Verlaa von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätfeldecke

Table with 3 columns and 10 rows of letters: R O M, I L A, T A U, S E E, B A D, L I D, H A I, M U R, L O S, B E Y, G O A, O H R, E I D, M U T

Die vierzehn Wörter in nebenstehendem Rechteck sind durch Veränderung ihrer Initialen in ebenso viele Wörter von anderer Bedeutung zu verwandeln.

Reimergänzungsrätfel

Die Linde, die müd sich ans Häuschen —, Gats heute der Schwalbe er —, Wie sehr sie sich nach den Zeiten —, Wo Hans sich mit Grete ver —, Großvater humpelt am Krüchstock vor —, Und schweigt, weil er Grete ver —, Vom blühenden, lachenden Lebens —, Singt nur noch ein Entel —.

Die Striche an den Zeilenenden dieses Otto Bromberg'schen Gebichts sind durch entsprechende Reime zu ersetzen, um die Verse zu vervollständigen.

Befuchstareurätfel



Die Buchstaben dieser Befuchstare sind so umzustellen, daß Geburtsort und Geburtsland der Südamerikanerin genannt werden.

Buchstaben-Rätfel

Mit „I“ wirds auf der Bank gemacht, Mit „B“ dagegen in der Schlacht.

Auflösungen der Rätfel in der Nummer der 27. Woche

- Widerrätfel: Ehre folgt dem, der sie flieht und flieht den, der sie jagt.
Witträtfel: Etrurien, Schnellpresse, Goldstaub, Kolde, Befentheil, Eigris, Kanada, Eberhard, Isokrates, Nebel, Eoa, Kaim, Gersau, Rechtllichkeit, Geresennit, Ebene, Meiber, Eton.
Rätfel: Sprache, Raube.
Wichtige Lösungen sandten ein: Karl Knapp, Karlsruhe.

Witz und Humor

Konsultation. Arzt: „Wenn Sie abends nicht einschlafen können, dann müssen Sie sich im Geiste vor ein wogendes Hornfeld stellen. Das hilft sofort!“ — Schieber: „Das glaube ich nicht. Dann kalkuliere ich nämlich die ganze Nacht, wie ich das Kern am besten verschieben kann!“

Die Wurfestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung 28. Woche Karlsruhe, den 16. Juli 1921

Naturempfindung

Im Vollgenusse meines Seins — O seliges Behagen! — Fühl' ich, Natur, mich werden ein's Mit dir in diesen Tagen.

Bergeffen hab' ich Not und Harm Und mensichlich banges Sorgen, Ich ruhe still in deinem Arm, Gebeiligt und geborgen.

Verstummen will in meiner Brust Das Ringen und das Streben — Und heiter werd' ich mir bewußt: Ich leb' nur, um zu leben;

Zu leben wie das Blatt am Strauch Und nichts mir zu erwerben, Als einst im kühlen Abenddauß Ein leichtes, schönes Sterben.

Ferdinand v. Saar.

Der Totenbaum

Von Troll

Er steht mitten in einem großen Hof. Einjam und allein. Wie ein mächtiger Fieie, der nichts um sich aufgenommen läßt. Ringsum stehen in einem großen Rechteck himmeltragende Säulen. In ihnen wohnen meist Arbeiterfamilien, die ihr knappes Auskommen haben.

Und doch haben die Bewohner eine unaussprechliche Furcht vor dem Baumriesen. Manches Jahr grünt ein Ast nicht. Wie das Gebein eines Skeletts hängt er dann zwischen den Zweigen, und die Sage sagt, wohin er zeige, dort müsse ein Menschenkind im Laufe des Jahres sterben.

Und auch die Jüngeren konnten es bestätigen. So erst im vorletzten Jahre. Da zeigte mitten aus dem Grün ein kahler Ast nach einem Fenster im zweiten Stockwerk gerade dorthin, wo die alte Schmidtwitwe wohnte.

Der Reichenzaug, der die alte Schmidt zum letzten Gang begleitete, wollte kein Ende nehmen. Draußen auf dem am Bergabhang gelegenen Friedhof legte man sie, wie sie es gewollt hatte, in das Grab ihres Mannes.

ansahen, so lachte sie ihnen ins Gesicht und sagte: Was seid ihr denn so dumm und kimmert euch um meinen Tod? Es ist wahr, ich weiß, daß ich bald sterbe. Aber darum braucht man doch nicht traurig sein.

Gerade so jung und lebensfrisch wie auf dem Bilde mußte ihr Seliger sein, wenn sie sich im Jenseits wiedersehen würden. Sie küßte das Bild und leise unter Tränen stammelten ihre Lippen: „Wir sehen uns ja wieder.“

Am anderen Morgen ging sie zum Schreiner nebenan und bestellte für sich einen Sarg. Der Meister vermeinte einen dummen Scherz zu hören. Sie aber bestand darauf, suchte sich das Holz aus und wählte die Farbe und den Beschlag. Dabei war sie so heiterer Dinge, daß der Schreiner sie für nicht mehr „richtig“ hielt.

Es war an einem hellen, schönen Sommertage, da hatte sie sich auf die Bank unter den Kastanienbaum gesetzt. Das Bild ihres Mannes hatte sie mit in den Hof genommen, und abwechselungsweise blickte sie auf das Bild und den dünnen Zweig in dem grünen Geäst, ihren Todesmahner.

In dieser Stellung fanden sie auch die Nachbarn. Der Reichenzaug, der die alte Schmidt zum letzten Gang begleitete, wollte kein Ende nehmen. Draußen auf dem am Bergabhang gelegenen Friedhof legte man sie, wie sie es gewollt hatte, in das Grab ihres Mannes.

Die junge Näherin

Im nächstfolgenden Frühjahr war man nach dem Ergebnis des Vorjahres in ängstlicher Sorge darum, wen dieses Jahr das Schickal treffen sollte. Tag für Tag sahen alle Bewohner nach dem Baum, und jeder merkte sich genau den Ast, der nach seinem Fenster zeigte.

wohnt danach, ob ihr Zweig denn noch keine Knospen habe. Draußen in den Parkanlagen knospete es schon, und am Kastanienbaum war noch nicht das geringste zu sehen. Das brachte in die Zinsassen der Mietkassier eine krankhafte Nervosität.

Da kam eine linde Nacht, in der schwacher Landregen einsetzte. Am anderen Morgen sah man an den Fenstern fröhliche Gesichter. Der Baum hatte Knospen getrieben. Gegenseitig rief man sich zu: „Mein Ast hat geknospet.“

Und man gratulierte sich gegenseitig so herzlich, als wenn jeder das große Los gewonnen hätte. Nur oben im vierten Stockwerk stand ein weibliches Wesen, eine Näherin, 21 Jahre alt, mit hübschem Gesichtchen und schönen blauen Augen, aus denen Tränen die Wangen hinabdrannen. Ihr Ast hatte keine Knospen bekommen, und sie wollte doch noch nicht sterben.

Gerade im Gegenteil: Leben wollte sie und leben lassen. Geiratet wollte sie an Fingern, und zwar einen Gesellen von dem Schreiner nebenan, der der alten Schmidt den Sarg gezimmert hatte.

Ihr Bräutigam wohnte auch im vierten Stock des Hauses, sein Fenster war gerade dem der Näherin gegenüber. Sein Astchen hatte geknospet. Jubelnd wollte er es ihr anrufen, da sah er ihr vermeintes Gesicht. Er ahnte warum.

Die Näherin fühlte die mitleidigen Blicke ihrer Mitbewohner auf sich ruhen, wenn sie mit gekentem Kopfe sich sehen ließ. Und oft hörte sie die Worte hinter sich: „So jung und schon und schon sterben müssen.“

Da richtete sich in ihr fest und stark der Wille auf, sie wollte nicht schwach erscheinen. Freudig wollte sie dem Tod entgegengehen. Nein, nicht nur gehen, entgegenhüpfen wollte sie ihm. Sie dachte darüber nach, daß man die alte Schmidtwitwe eine starke Persönlichkeit nannte, weil sie sich so fröhlich in das Unvermeidliche gefügt hatte. Auch sie wollte eine starke Persönlichkeit nach ihrem Tode genannt werden. In allem wollte sie es machen wie die Schmidtwitwe.

Sie nähte auch ihr Totenhemd und bestellte auch ihren Sarg — bei ihrem Bräutigam, der sich nur widersprechend an die Arbeit machte.

Und zwei Tage darauf stand im Zimmer der Näherin der Sarg, in den sie die Sterbekissen fein säuberlich hineingelegt hatte. Der Mai verging. Der Juni ging vorüber und der Juli kam. Die Näherin, die sich stärker denn je als Todeskandidatin fühlte, glaubte jetzt, in dem Monat und womöglich an dem Tage sterben zu müssen, an dem die alte Schmidt das Bettliche gesegnet hatte. Aber auch dieser kritische Tag ging vorüber, ohne daß sie starb. Die Weinlese kam, die Novembertürme tobten um den Kastanienbaum, und schon bedeckte der erste Schnee seine entlaubten Äste.

Weihnachten stand vor der Tür und noch lebte die Näherin. Aber sterben muß sie doch vor Jahreschluß. Das stand bei allen fest.

Die Walschfrau, die im dritten Stock wohnte, meinte: „Gott gibt Ihnen eine so lange Frist, weil Sie so jung sind.“

Es mußte schon so sein, denn am Silvesterabend lebte die Näherin immer noch. Und schließlich wären es nur noch wenige Minuten vor zwölf in der Silvesternacht. Da nahm der Schreiner seine Näherin fest in den Arm, um ihr den Abschiedskuß fürs Leben zu geben. Sie schmiegte sich fest an ihn und erwiderte seine alühenden Küsse. Es war ja zum allerersten Mal. Darüber vergaßen sie, daß die nahe Turmuhr zwölf geschlagen und sie so unbewußt in das neue Jahr hinübergeträumt hatten.

Kinns an den Fenstern rief man sich gegenseitig „Prosit Neujahr!“ zu.

„Du Schab,“ sagte da ganz unvermittelt der Schreinerbräutigam, „das alte Jahr ist nun herum und du bist noch nicht gestorben. Mir scheint, das Baumorakel trifft doch nicht immer zu.“

„Ach ja,“ kam es da freudvoll von ihren Lippen, und schau blickte sie dabei auf den neben dem Bett stehenden Sarg.

Am andern Tag stand im „Volksblatt“ folgendes sonderliche Inserat zu lesen:

„Ein funkelnelgneuer, noch völlig unbenutzter Sarg ist billig zu verkaufen. Näheres durch die Erbedition.“

Wolfram von Eschenbach

Von Dr. Hans Rohden.

Das kleine Städtchen Eschenbach bei Ansbach in Bayern rühlet zu einer großen Feier. In seinen Mauern wurde geboren und starb der bedeutendste der mittelhochdeutschen Dichter Wolfram von Eschenbach. Und obwohl weder Jahr noch Tag feststeht, will sein Heimatstädtchen doch am 17. Juli den 700. Todestag mit großen Festlichkeiten und vielen Ansehungen begehen. Auch aus dem Leben Wolframs von Eschenbach ist wenig überliefert. Nur was sich aus seinen Schriften herausziehen läßt. Er bezeichnet sich selbst als einen Bayern, als Geburtsort aber das mittelfränkische Eschenbach, wohn er sich auch im Alter zurückzog und wo im Anfang des 17. Jahrhunderts — also bis 400 Jahre nach seinem Tode — sein Grabmal gestanden haben soll. Den eigenen Angaben nach entstammte er einem armen ritterlichen Geschlecht, auf welsch letztere Eigenschaft er mehr Wert legte als auf seinen Ruhm als Dichter. Ist er darin nicht gerade ein Musterbeispiel unserer eilen Welt, die so viel mehr auf Wollamung als auf Arbeit gibt? Was ihn unsterblich machen sollte, schätzte er geringer ein als Stand und Herkunft. Aber ganz unfaßbar erscheint uns heute, daß er die nach unsern Begriffen für einen Dichter grundlegenden Fähigkeiten, nämlich Lesen und Schreiben nicht besaß. Heute können wir uns kaum einen Menschen ohne diese Kenntnisse vorstellen. Als Sängler kam er an den Hof des liebesfreundigen Landgrafen Hermann von Thüringen nach Eisenach. Obwohl nun Wolfram an Gelehrsamkeit hinter seinen Dichtergenossen zurückstand, hatte er hier doch eine ziemlich unabhängige Stellung inne. Er stand bei seinem Herrn sogar in hoher Gunst. Nach dem Tode seines Vönners zog er sich nach Eschenbach zurück, wo er schließlich vergessen und unbekannt in welchem Jahr gestorben ist.

Sein Analphabetentum war ihm vielleicht für die natürliche Frische und Ursprünglichkeit seiner Dichtung von großem Vorteil; denn äußere Gelehrsamkeit geht oft auf Kosten der Natürlichkeit, Gemüt und Herz. Der zweite der berühmten Dichter aus dem Mittelhochdeutschen, Meister Gottfried von Strazburg, goß reichlich die Schale seines Spottes über Wolfram aus. Es muß also auch damals schon so gewesen sein, daß sich zwei Dichtersürfen nicht in Freundschaft anhangen konnten. Gewiß ist Meister Gottfried der eleganterer Formkünstler, während Wolfram mit den Worten ringend mehr vollständig burlesk ist, weniger der feinen Silbe der Etikette anhängend, aber voll fröhlicher Laune und von einer Tiefinnigkeit, für die die Wahl seine Stoffe zeugt. Gelehrsame Weisagen, tiefinnige Grübeleien und ein Drang für Selbsterkenntnis müssen die Vorliebe Wolframs gewesen sein, der den Geist in Worte und diese in Verse bannt und über die enge Wirklichkeit zu der wahren Weltanschauung des echten Guten und Bösen zu streben bemüht ist.

Des Lesens und Schreibens unkundig muß bei Wolfram von Eschenbach eigentlich die Entfaltung des Talents stark behindert gewesen sein und angesichts dessen, erfüllen uns seine Werke noch mehr mit Staunen und Bewunderung; denn allein in seinem Gedächtnis die Stoffe aufzunehmen, zu formen, zu gestalten, zu entwickeln, in Verse zu gießen und aufzubewahren muß ungemein schwieriger und mühseliger gewesen sein als heute im Zeitalter aller technischen Hilfsmittel. Es sind von ihm außer acht Liebern drei epische Dichtungen überliefert, darunter der „Parzival“ mit nicht weniger als 24.810 Versen. Parzival ist das Kind eines Vaters der zwischen zwei Frauen schwant, von der Mutter unter jeilichen Qualen geboren und zum Schmerz bestimmt. Hier zeigt sich schon die tiefere Würbelei des Dichters; denn mit dieser Grundanlage hat er schon die Wurzel aller kommenden Leiden bloßgelegt. Parzival wand der Geld aller Leiden. Und doch ist die Dichtung voll sonnigen Humors. In der Einsamkeit erzogen und unkundig des verberberbringenden Waffenhandwerks zieht Parzival weltfremd von dannen, geleitet von dem fürsorglichen Kai der Mutter und den weisen Lehren seines Erziehers, die er, dem Eulenspiegel gleich, wortgeruener befolgt. Wie etwa Jean Paul oder Wilhelm Raabe verfaßt es Wolfram auch die erschütternde Tragik mit Ernst und Klarheit bunt zu färben. Der Wald erfüllt ihn mit heillosen Ehrfurcht und er erscheint ihm wie den Urgermanen als ein Gotteswunder. Von der tiefen Innerlichkeit deutscher Märchen gefesselt verwendet auch Wolfram deren Bildentwürme, von ihrem Duftkreis umfungen, wird auch der Parzival von ihm umweht. Und da er das Volk für feinerer Darstellungen weniger empfänglich und aufnahmefähig hält, gefiel er sich in Weibertreibern, damit zugleich eine humoristische Wirkung erzielend. Wo viele Speere zerbrochen werden, wird ihm „der Wald verschwenbet“ und Parzival läßt er reiten, daß ein Vogel sich anzustrengen hätte. In zu erreichen, oder er läßt die Hand zur Faust schließen, daß das Blut aus den Augen schießt und sich noch über den Arm ergießt. Alte Gesflogenheiten der Edelleute, die auch Wolfram übernahm,

um größere Wirkungen zu erzielen. Der Held Geman wird in einem Turm belagert, nimmt einen Eisenriegel als Schwert und ein Schwäbrett zum Schild und rennt so gegen seine Feinde, ein Bild, wie wir es sonst nur im Saitenspiel eines Don Quijote finden. Und mit gleichem Humor ergeht sich Wolfram über seine eigene Armut und den Mangel an äußerer Bildung. Das ganze ritterliche Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen, Ideen und Anschauungen spiegelt die Dichtung wieder. So liehen wir noch heute entzückt und bewundernd vor dieser großartigen Dichtung des Mittelalters, vor diesem umfangreichen Werk, das mit zu den ersten Wärdern zählt, deren sich die Buchbrüderkunst annahm; der erste Druck des „Parzival“ erfolgte schon 1477.

Ein früheres Gedicht Wolframs „Sionateland“, kammer als der „ältere Titurel“, die Liebe Sionatelanders und Siganeus behandelnd, zeichnet sich wohl durch eine größere Frische aus, steht aber in Tiefe der Darstellung und Ideengehalt zurück. Es ist ebenso unvollendet geblieben wie das dritte Epos „Wilhelm“, für das er den Stoff noch vom Landgrafen Hermann erhielt, aber erst nach dem Tode Hermanns in Eschenbach begann. Es hat zum Vorwurf die Taten Wilhelms von Oranien, eines Zeitgenossen von Karl dem Großen, und schildert die beiden Schlachten von 793 bei Alfsanz, da Wilhelm zuerst unterlag, dann aber die Sarazenen vernichtete.

Für die Anschauung Wolframs ist es bezeichnend, daß er sich bemüht, eine gewisse Toleranz zwischen Christen und Heiden zu vertreten und die Gegensätze verführend auszugleichen sucht. Dem starren Glauben setzt er das Recht des Zweifels entgegen, was immerhin für jene Zeit sehr gewagt ist. In diesen beiden unvollendet gebliebenen Werken hat man später den Versuch unternommen, sie zu vollenden, was aber eigentlich nie völlig geglückt ist. Literaturfreunde sollten sich diese Denkmale der mittelhochdeutschen Dichtung nicht entgehen lassen.

Der „Parzival“ ist in Neelans Universitätsbibliothek erschienen, in Sesses Volksbücherei außer dem „Parzival“ auch der „Titurel“ nach der bekannten Nebersehung aus dem Mittelhochdeutschen von Karl Simrod.

Von der Zweckdienlichkeit unserer Haus- und Hofformen

Der Wille, die menschliche Behausung so zu gestalten, daß möglichst viele Menschen unterkommen oder aller Raum möglichst nutzbar gemacht wird, ist nicht erst durch die Not der Nachkriegszeit groß geworden, im Gegenteil: Das Nützlichkeitsprinzip ist sicher der Erklärung der ältesten Besiedlungsformen zugrunde zu legen. Hausplan und Dorfanlage lauschte man der Landschaft ab, überdachte und richtete man nach Boden, Klima, Wasser, eben all jenen Faktoren, die die Bewirtschaftungsart eines Landstriches ausmachen. So bekam jedes Dorf sein eigenes Gesicht, wahrhaftig, natürlich, das Gelände berücksichtigend und voll nützend, ein Gesicht, in dem jahrhundertalte Erfahrungen zu lesen. So wurde die Form des Hauses auf dem hohen Schwarzwalde eine ganz andere als des in der Rheiniederung stehenden und der Hof des Kaiserstühler Neßlandes anders als der in der Baar, der Kornlammer Wadens. Wie das Baaremer Bauernhaus gerade die Kufform wählt, schildert Prof. Hehle im großen erschienenen, vielseitig und gut berichtenden Baarheft der „Badischen Heimat“: In eine großstädtische Landschaft stellt der Bauer die weitgedehnten Häuser, wie sie für die Baardörfer bezeichnend sind. Im Gegensatz zum fränkischen Gehöft, in dem Wohngebäude, Wirtschaftsräume, Ställe, Scheune, Schuppen nebeneinander getrennt um einen Hof gruppiert sind und oft ein behagliches Bild darstellen, ist das Baarhaus ein Einbau. Alle Räumlichkeiten sind in der Regel unter einem Dach. Das Haus wird durch einen Ganggang, die Hofeere, in zwei Teile geteilt. Auf der einen Seite sind die Wohnräume, auf der andern der Stall; an diesen schließen sich die Scheune an. Wo erforderlich, sind mehrere Ställe da, für Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine; sie sind beiderseits an die Scheune angelehnt, den Beschluß bildet ein Schuppen, Schoß genannt, wenn es nötig ist, auch ein zweiter. Die Küche liegt, besonders bei einstädtigen Häusern, hinter der Hofeere, bei größeren auch öfters daneben, im Wohnbau. Die Einteilung ist bei großen wie bei kleinen Bauernhäusern im wesentlichen dieselbe. Das Westreben, alles unter ein Dach zu bringen, geht so weit, daß auch bei Häusern, die zunächst keine Ställe und Wirtschaftsräume enthalten haben, diese nachträglich wie beim Einbau, rechts oder links, angebaut werden, so daß sie tatsächlich mit dem älteren Wohnbau ein Ganzes bilden, wenn auch ein flüchtiger Blick sie sofort als Anbauten kenntlich macht. So stehen z. B. in Wafen einige besonders hohe Häuser mit Staffelhieb, bei denen die Stellungen, Scheune und Schöpfe nachträglich zugefügt sind. Die Häuser sind nicht näher unterucht. Aus der Geschichte des Dorfes darf man wohl

schließen, daß sie als bereingelte Gutshöfe oder Herrenhöfe, deren Wirtschaftsräume vom Wohnbau getrennt waren, außerhalb des Dorfes standen, das früher anders lag als heute. Zwischen den Häusern und der Straße liegt meist ein offener Hof, in dem der Brunnen steht und der Misthaufen sich breit ausdehnt und außerdem noch eine große Fläche übrig bleibt. Der Zwischenraum zwischen den Häusern rechts und links der Straße ist deshalb so groß, und eine solche Dorfform macht, der weiten Landschaft entsprechend, ebenfalls einen breiten, freien Eindruck, der einem voll zum Bewußtsein kommt, wenn man ein fränkisches Dorf mit den geschlossenen Höfen und enge begrenzten Straßen aus der Gegend von Heidelberg vergleicht.

Für unsere Frauen

An das Kind

Von Alexander von Gleichen-Rastbarm

Du bist der Frühling. Deinen jungen Widen zeigt sich die Erde frei von Häßlichkeit. Wie leif im Aufstauh Blumenleiche niden Und Sonnentage lehren für die Zeit Der Blüte, also Sonnentage schiden Sich für das Kind in steter Feiertag. Wir müssen ihn den Lebenssteppich fiden Mit goldenen Fäden ohne Schmerz und Streit. Die Jahre bringen aufgehäuft die Blagen, Die Kinderseele sei, wenn sie erwacht, Erstaunend fast zu abertausend Fragen, Nicht streng und schwer in feste Form gebracht. Geheimnisvolles Singen strömt und Sagen In ihr noch aus des Nichtseins Sternennacht.

Der Spartox

Von Wilhelm Scharrelmann

Ich hatte als Kind einen Spartox, einen Moxrenlopf, in den man wohl etwas hineinstecken konnte, aber aus dem man so leicht nichts wieder herausbrachte, sieweil Wäsche man sich auch darum gab. So einen hatte ich und war neun Jahre alt. Monatelang hatte ich ihn geschütel wie Aberich seinen Schab. Aber so oft ich ihn auch schüttelte — immer flirrte nur der eine Nidel darin, den ich geschent bekommen hatte, als man mir den Spartox gab. Und nun kam me einer dazu, wochenlang nicht, monatlang nicht, und ich spähte doch bei jeder Gelegenheit. Aber damals flogen die Nidel noch nicht so wie heute die Marktseine, und ein Groschen hatte einen Wert, daß es einfach nicht zu sagen ist. Ja. Nur war da ein Mädchen. Natürlich. Es ist immer ein Mädchen dabei, wenn etwas in Spiele ist. Emma hieß sie. Ich kann seitdem den Namen nicht mehr leiden. Damals liebte ich ihn. Es gab keinen schöneren. Es war im Frühjahr und die Zeit der Marmel. Es gab welche in allen Farben, mattblau und gelbe und weiße und braune, blanke und glatte. Im nächsten Laden an der Straßenecke lag eine ganze Handvoll im Fenster, große und kleine. Aber die schönsten waren die Glasmarmel. Besonders einer war prächtig, dicker wie eine Herzkirsche und mit zierlichen roten, blauen und gelben Streifen unter der blauen Oberfläche, ein Wunder der Schönheit. Emma verachtete alle anderen. Dieser Marmel war ihre einzige Sehnsucht. Ich stand vor einem gewaltigen Entschluß. Zu gern hätte ich ihn den Marmel gekauft. Aber ich hatte den Nidel nicht, der dazu gehörte. Der Spartox war unerbittlich, er rüdt nichts heraus. Tagelang ging das mit uns beiden. Aber der Moxrenlopf grinst nur. Zuletzt erklärte Emma, wenn ich die Absicht hätte und es wirklich wollte, mühte ich es auch tun. Sonst wäre es aus mit unsrer Freundschaft. Einfach. Das gab den Ausschlag. Ich lief nach Hause, nahm den Moxrenlopf und warf ihn an die Wand. Anders war ihm nicht beizukommen. Es gab einfach kein anderes Mittel. Er flirrte wie ein Lampenglimmer. Ich verließ die Stube wie ein Verbrecher und ging hin und kaufte Emma den Glasmarmel. Und Emma war glücklich. Abends traf ich sie wieder. Und nun kommt. „Nun?“ fragte ich und lächelte. „Nun?“ machte sie ein wenig ungeduldig und von oben herab. „Den Marmel meine ich.“

Das ist ein ...